Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 24

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642977

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
16. Juni
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Das hat die Sommernacht getan.

Von Anna Ritter.

Die Nacht ist keines Menschen Freund . .
Was flüsterst Du von Treue?
Der Mond verblaßt, der Morgen graut . .
Am Bette sitzt die Reue.

Die Reue ist ein häßlich Weib
Und möcht mich wohl verderben —
Reiß mir das Herz nicht aus dem Leib,
Ich will ja noch nicht sterben.

Dein Mund ist heiß, dein Mund so süß,
Ach Gott, wie kannst du küssen!
Das hat die Sommernacht getan,
Daß wir versinken müssen.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 24

Draußen lag Schnee, und es fielen Nebel. Ueber dem See schrien Möwen gellend auf. Im weißen Hause raschelten die Mäuse, sonst blieb es still. Adeline Petitpierre saß am Kamin und starrte in die Glut. In Rahels Zimmer war das Klavier aufgeschlagen, aber Rahels Hände lagen auf den Tasten, und sie spielte nicht. Karoline Velusa saß in der Gesindestube, hielt die Nähnadel in den Händen, nähte aber nicht. Es war, als sei alles Leben mit Sidney fortgezogen. Nur Ottilie rollte im Hause herum, rund und behäbig und zog unsichtbare Bahnen vom Boden zum Keller, auf denen sie hin und her wallte.

„Die hat noch Leben im Leib", sagte Velusa zu seiner Frau. „Aber im übrigen — du lieber Gott, was ist aus dem weißen Hause geworden! Die Frau Petitpierre..."

„Vergleiche doch die Frau Lenz nicht mit Frau Petitpierre", schalt Karoline. „Gold sinkt, die Schweinsblase schwimmt obenauf. So ist's im Leben auch."

„Was hat denn Gold zu sinken?" fragte Velusa. Er bekam keine Antwort. Endlich sagte er langsam: „Vielleicht hat die Schweinsblase das bessere Teil erwählt." Aber Karoline würdigte ihn keiner Antwort.

Schwere Sorgen lasteten auf ihr. Ihre Herrin war nicht mehr, was sie gewesen. Sie, die keinen Müßiggang geduldet, saß untätig. Oder es packte sie eine Unruhe, der sie nicht Herr werden konnte. Sie ging dann aus, fuhr in die Stadt oder packte Schubladen und Schränke aus, oder machte Besuche, vor allem in dem nahen Irrenhaus von Préfargier. Dort blieb sie oft lange bei der ihr befreundeten Madame de Coffran. Sie begann nachts wenig zu schlafen. Die vornehm sich beherrschende Frau gab gereizte Antworten, litt an Kopfschmerzen und hatte ihre gelassene, kalte Art verloren. Sie schrieb Briefe und zerriß sie. Kaufte Bücher und las sie nicht. Sie gab ihre sozialen Aemter im Lauf der Wintermonate auf. Von langen Spaziergängen kehrte sie erst bei Dunkelheit zurück, Karoline in Angst lassend.

Die treue Dienerin und Freundin — immer mehr wurde sie es — erwartete ihre Herrin unten vor dem Hause schon mit einem warmen Tuch, das Adeline nicht umschlug, oben mit heißem Tee, den sie nicht trank, und mit warmen Schuhen, die sich anziehen zu lassen sie zu müde war. Karoline kränkte sich. Was für Mächte standen da auf, um die Kraft einer Frau wie Adeline Petitpierre zu untergraben und ihren Willen aufzulösen? fragte sich Karoline. Es war unmöglich, daß es die Zuneigung zu dem jungen Menschen da unten war. Aber wo Hilfe suchen, und, unendlich schwieriger, wo sie finden? Adeline gestattete nicht, daß ein Arzt sie besuche. Sie fuhr auf, als Karoline sie bat, doch etwas für ihre Gesundheit tun zu wollen. Karoline hätte mit Freuden die Hände ins Feuer gehalten für ihre Herrin. Was waren ihr schlaflose Nächte, was das Lauern Tag und Nacht im Nebenzimmer? Was fragte sie darnach, ob sie treppauf und -ab gejagt wurde? Ins Dorf, in die Stadt, nach Préfargier, zu Bekannten und Freunden, um Einladungen, die Adeline angenommen, wieder zurückzunehmen, Bestellungen zu widerrufen. Immer hieß es: Karoline! Karoline! Und sie kam, lief, rannte, wartete, lauschte, lächelte und weinte. Mochte Velusa für sich selbst sorgen, mochte das Fräulein Rahel sehen, wer sie bediente. Aber die Herrin, die Herrin. Für sie war Karoline da, ihr lebte sie, ihre eigene Person so sehr vergessend und verleugnend, daß sie ihres Körpers niemals achtete und nur, wenn sie sich nachts zu kurzer Ruhe ausstreckte, merkte, daß sie auch einen Körper hatte.

Adelines Verhalten Rahel gegenüber war seltsam. In den Tagen nach Sidneys Abschied hatte sie das Mädchen mit kleinen und großen Geschenken geradezu überschüttet und suchte damit sich selbst und die andern zu täuschen. Sie hatte mit ihr Pläne für den Winter gemacht, in einer hastigen, fiebrigen Art. Sie versprach ihr einen Aufenthalt in der Stadt, hatte sie — scherzend sie, die nie scherzte — darauf aufmerksam gemacht, daß es Zeit für Rahel sei, sich auf Bällen bewundern zu lassen, hatte angedeutet, daß Rahel gewiß daran denke, sich durch Heirat selbständig zu machen und daß es ihr nicht schwer fallen würde, ihre Nichte zu verheiraten. Mit Spannung hatte sie auf Rahels Antwort gewartet. Als Rahel Adeline verwundert ins Gesicht sah, schaute sie in unruhige, ausweichende Augen. Sie bemerkte die Blässe und das ungleiche Gebaren der Verwandten, und es wurde ihr unheimlich zumute. Nie war sie sicher, daß nicht die Laune Adelines plötzlich umschlug, daß sie ihr nicht plötzlich verbot, was sie sonst erlaubt, sie nicht fortließ unter Dutzenden von Vorwänden, und sie, wenn sie von Besuchen in der Stadt zurückkam, mit Sticheleien empfing. Wußte sie Rahel arbeitend in ihrem Zimmer, so suchte und fand sie Vorwände, um sie zu stören, sie zu häuslichen Arbeiten heranzuziehen, die Sache der Dienstboten waren, und ließ ihr tagelang zum Schreiben nicht Ruhe. Wechselte die Laune wieder — kam lange kein Brief von Sidney an Rahel, oder schien es ihr, daß Rahel ihn vergessen, von ihm nicht sprach, — so beschenkte sie ihre Nichte mit Schmuck aus ihrem reichen Besitz, schenkte ihr altes Porzellan, geschweifte Messer, durchbrochene schwere Zuckerlöffel, ja, nach einer Woche peinlichster Nörgeleien fand Rahel in ihrem Zimmer ein Dutzend goldener Kaffeelöffel. Wenn Briefe von Sidney kamen, so fragte sie regelmäßig nach seinem Ergehen, verbat sich aber jede andere Mitteilung, da sie Briefe nicht zu kennen begehre, die nicht an sie gerichtet seien. Rahel hatte die Laune Adelines mit den Briefen noch nie in einen Zusammenhang gebracht, da diese Folgerung ihr durchaus ferne lag, denn vor der Erkenntnis dieser Tatsache lagen für sie undurchdringliche Traditionen und Vorurteile, die sie abhielten, die Wirklichkeit zu sehen. Daß eine Frau wie Tante Adeline überhaupt noch andere als verwandtschaftliche oder allgemein menschenfreundliche Gefühle zu empfinden vermochte und haben konnte, hätte sie für ausgeschlossen gehalten.

Adeline selbst glaubte frei geworden zu sein von allen sie beschämenden, bedrückenden und ihr Schmerz bereitenden Empfindungen. Wenn sie einsehen mußte, daß sie gegen ihren Willen immer noch in einzelnen Augenblicken im Banne unerwünschter Liebesleiden lag, zwang sie sich, jeden Gedanken, der sie nach Rom führen konnte, zu unterdrücken, ja, zu verleugnen. Sie verwarf, was sich regte, haßte sich selbst und verwendete ihre ganze Kraft darauf, wieder die Frau zu werden, die sie gewesen: Stolz, unnahbar, unverwundbar. Aber es gelang ihr nicht.

— — — — — — — — — — —

Karoline kniete vor Adeline und knüpfte ihr die Stiefel auf. Dann löste sie ihr das Haar, das teils echt, teils unecht, in Zöpfen und Locken, der Zeit entsprechend, aufgebaut war. Dann stand sie auf und bereitete das Schlafmittel, das Adeline ein paar Stunden Ruhe brachte und wartete am Fuß des Bettes auf Befehle. Sie stand im Schatten, eine Kerze flackerte, von einer grünen, züngelnden Schlange gehalten, auf dem runden Tisch. Karolinens Schatten hob sich übernatürlich groß ab, und stand drohend zwischen den leichten, gründseidenen Vorhängen des Himmelbettes. Sie wehten leise hin und her, von irgend einem Luftzug bewegt. Mäuse piepsten. Sonst war alles totenstill im Haus.

„Karoline?" — „Frau Petitpierre?" — „Ich weiß nicht, ob ich recht daran getan, mein Vermögen Herrn Sidney zu vermachen?"

Karoline erstarrte. Adeline Petitpierre war unsicher, ob Getanes richtig getan war? Adeline bereute etwas, das sie zu tun für gut befunden? — „Sie haben recht daran getan. Ein Künstler muß sorglos leben können, wenn er gedeihen soll", sagte sie. Aber sie ergrimmte dabei in ihrem Herzen. Wieder eine Sorge mehr für die Herrin. Alles um der beiden willen.

„Karoline, das Fräulein Rahel ist aber meine Nichte, niemand steht mir näher..." — „Frau Petitpierre, das Fräulein Rahel hat Sie ohne weiteres verlassen wollen. Sie wäre — ohne weiteres — mit dem Herrn Sidney nach Rom gefahren, wenn Sie es nicht verhindert hätten." — „Du hast recht, Karoline." Adeline schwieg.

Nach einer Weile sagte sie: „Sie ist aber vaterlos?" — „Sie soll sich selbst helfen, wie so viele. Sie haben sie in der Musik ausbilden lassen. Und das Winzerhäuschen und der Weinberg..." — „Ja, ja, ich weiß."

„Und sicherlich hätte sich der selige Herr Petitpierre dagegen verwahrt, daß sein Erworbenes der Tochter des leichtfertigen Brecht Lenz in die Hände falle. Denn da unten — Fräulein Rahel und Herr Sidney, zusammen mit den andern — ich habe mir sagen lassen..."

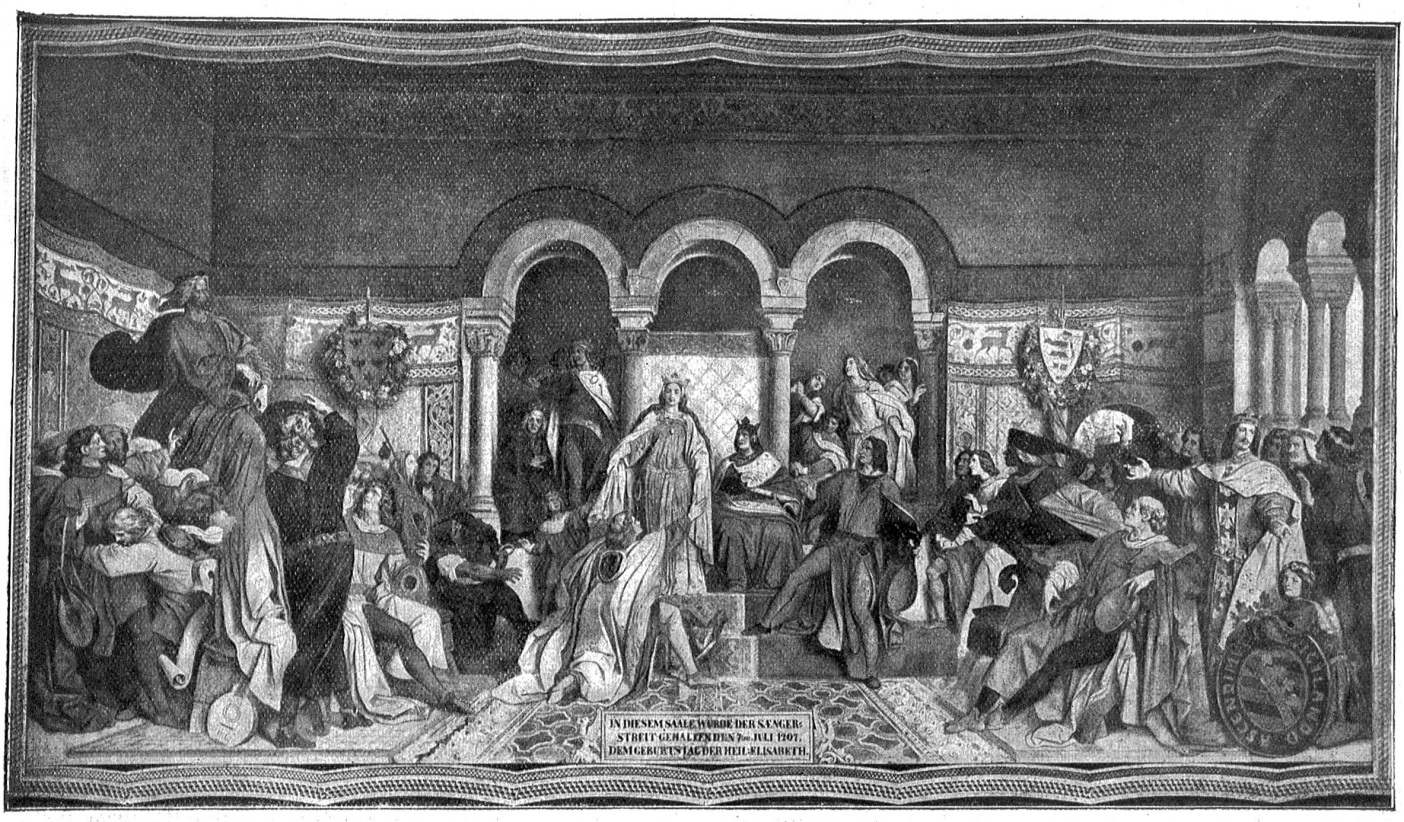
„Schweig. Davon will ich nichts wissen. Was geht es mich an? Also du meinst, daß ich recht daran getan habe?"

Karoline nickte. Ein Schauer ging ihr über den Leib. War das noch Frau Adeline Petitpierre?

— — — — — — — — — — —

Rahel ging langsam, fast widerwillig den See entlang. Ihre Seele war grau verschleiert, und diese dünne Hülle vermochte sie zu trennen von allem, was ihr schon Erfreuliches begegnet. Sie konnte sich auf nichts Gutes besinnen. Sie sehnte sich nach Sidney. Es war ihr unendlich verloren zumute, und sie sah überall Einsamkeit. Jeder Baum stand ohne einen Gefährten da, eine lange Allee und doch jeder für sich. Die Möwen flogen schräg und kreischend in Haufen den Ufern entlang, und doch jede nur auf sich bedacht, jede das ihre suchend, keine nach der andern verlangend. Und auch die Oberfläche des Sees lastete grau und schwer wie Blei auf den eiskalten Wassern, alles war so tot, so erstorben, als gäbe es keine Hoffnung und keine Erlösung in der Welt.

Rahel seufzte bang. Wo sollte sie die ihr nötige Helligkeit für ihre Gedanken und Wünsche finden? Sollte sie Johannes aufsuchen? Wie oft seit Sidneys Abreise hatte er versucht, ihre mutlose Sehnsucht zu beleben! Aber sie hatte in ihrem entbehrenden Schmerz beharrt und sich nicht



M. v. Schwind: Der Sängerkrieg auf der Wartburg.

trösten lassen wollen. Es zog sie beinahe körperlich nach dem Hause, von dem sie von jeher das Gefühl hatte, als sei es kein Haus wie alle andern. Es schien ihr, als warte das alte Gebäude mit den dunkelgebeizten Treppengeländern und dem weiten Flur darauf, daß man seinen Schatz hebe, der in irgend einer märchenhaften Weise dort verborgen sein mußte. Oft hatte sie leise Tritte zu hören geglaubt, und es war ihr manchmal gewesen, als halte eine zarte Hand sie am Kleid zurück und sie war erschauernd und zugleich mit gespanntem Entzücken stehen geblieben. Oder sie hatte eine flüsternde Stimme gehört: Löse das Rätsel, löse doch das Rätsel, und wochenlang versuchte sie vor dem Einschlafen zu ergründen, was wohl mit jenen Worten gemeint sein könne.

Auch heute ging sie erwartungsvoll in das dunkle Haus. Lautlos öffnete sie die Haustüre, denn sie hörte Johannes auf dem Harmonium spielen.

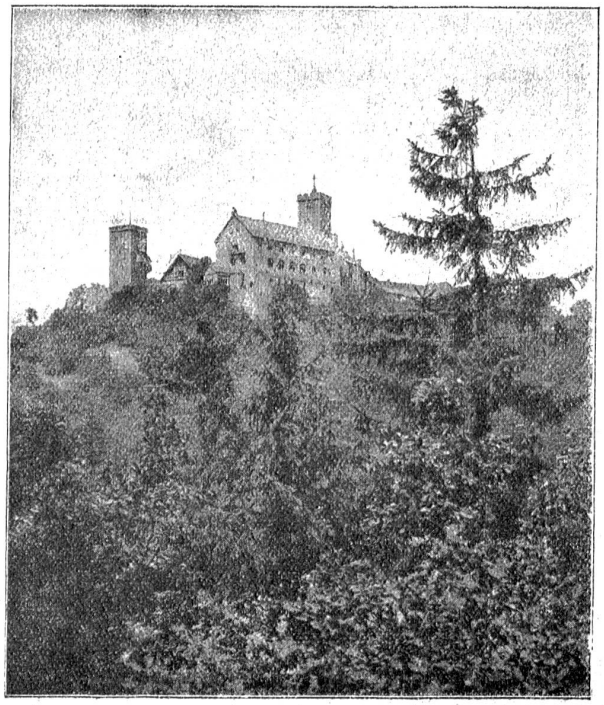
Harre meine Seele, sang es durch den großen Raum. Die Töne verklangen. Da trat sie ein. „Noch einmal", bat sie und setzte sich an das Piano, und von Harmonium und Klavier ertönte es wunderbar zum zweitenmal: Harre meine Seele... Wie auf Engelsfittichen schwebte die führende Melodie über den begleitenden Akkorden. Als das Lied zu Ende war, spielten sie weiter, und Rahel wurde ruhig. Ihre Sehnsucht schwieg. Langsam wurde es dunkel. Frau Attinger, deren Wohnzimmer neben Johannes' großem Zimmer lag, hielt die Türe offen, um manchmal ein freundliches Wort zu ihrem Sohne hinüberrufen zu können. Nun kam sie mit einer Schale Südfrüchte. „Können wir nicht selbst nach Italien, so wollen wir doch Italiens Schätze genießen", sagte sie zu Rahel. Darauf holte sie eine Lampe mit rosafarbenem, schleierartigem Schirm, ging in ihr Zimmer und schloß hinter sich die Türe.

„Johannes, ich wollte, ich wäre so weit wie deine Mutter. Sie scheint so wunschlos." „Sie kam nur durch viel Leid dahin, wo sie jetzt ist", sagte Johannes. „Ich schäme mich vor ihr und auch vor dir", fuhr Rahel fort und setzte sich auf den niederen Stuhl neben Johannes großen, geschnitzten Lehnstuhl. „So viel ist mein. Aber was ich besitze, vergesse ich. Was ich aber wünsche, das brennt in meiner Seele."

„O du kleines Mädchen", lächelte Johannes. „Denkst du, das ergehe nur dir so? Weißt du nicht, daß es des Menschen Fluch ist, zu wollen, was er nicht besitzt, und zu mißachten, was er hat?" Rahel schüttelte den Kopf. Nein, sie hatte das nicht gewußt. Sie hatte geglaubt, das sei ein ihr anhaftender Fehler. Nach einer Weile fragte Johannes: „Was wünschest du dir so brennend, Rahel?" Das Blut stieg flutend in ihr Gesicht. Sie schwieg einen kurzen Augenblick. „Du weißt es, Johannes", sagte sie dann. Er nickte und schwieg.

Da ging Rahel aus sich heraus. „Wenn ich doch nur seine wirkliche Schwester wäre und mit ihm in Rom leben dürfte! Ich wäre es zufrieden. Ich will ja nicht mehr. Das wäre Glück genug für mich." „Bist du dessen so sicher?" fragte Johannes zweifelnd. „Ja", rief Rahel, „und noch einmal Ja." Er schwieg. Fast mitleidig strich er über das Haar des jungen Geschöpfes, das sich selbst und die in ihm schlummernden Kräfte noch so wenig kannte, daß seine Gefühle nur behutsam wie die plätschernden Wellen eines leichtbewegten Sees gegen die Ufer schlugen. Was wußte sie, deren Sinne schliefen, von den Stürmen der Leidenschaft?

Was wußte sie von Leiden, in deren Seele noch nie ein lebendiges Wort der Liebe gefallen, das wie ein Gewitter den ganzen Menschen durchtobt? Was wußte sie von Schmerz, der Jugend, Schönheit, Gesundheit, Zukunft gehörten? (Fortsetzung folgt.)



Die Wartburg.

Frühlingstage im Thüringerland.

Von Hedwig Dietzi-Bion.

Wartburgzauber.

Man muß, wie wir es uns nach dem Autogetöse der tramstreikenden Stadt Frankfurt leisteten, mit einem Wagen langsam und behutsam durch das Frühlingsgrün der Buchenwälder zur Wartburg hinauffahren, vorbei am Brünnlein, wo sich das holde Rosenwunder der heiligen Elisabeth begab, der damaligen Landgräfin von Thüringen, nicht sprechend, stumm den Blick in die unendlichen Wälder tauchend, die zwei braunen Rößlein vor sich tänzelnd, die der junge Kutscher ohne Peitsche, nur mit freundlichem Zuruf leitet, hinauf zu der in wundervoller Erhabenheit ins Thüringerland schauenden stolzen Burg.

Es klingt und singt uns in den Ohren vom „Mönchlein", das 10 Monate lang hier oben eingeschlossen war, aber beneidenswert in der Ruhe und Schönheit und grünen Einsamkeit der Wartburg Stille und Sammlung findend zu seinem großen Werk, der Bibelübersetzung. Ob der dort stehende Tisch, der Stuhl, des „Junker Jörgs Schwert", der „Lutherschrank" schon zu Martin Luthers Zeit dort waren, kann nicht beschworen werden, auch ob das Tintenfaß just an den Fleck neben dem Ofen hinflog, von seiner kräftigen Faust dem Teufel angeworfen, ist unklar, Tatsache aber ist, daß hier in diesem engen Raum der große Glaubensheld sein Werk vollendete. Wie heute schossen damals die Schwalben in hastigem Fluge an den Fenstern vorbei, wie heute schauten des Himmels Wolken und seine Bläue hinein in den Raum, wo Luther schreibend und tief denkend saß. Wie oft mag sein Blick sich von den Blättern erhoben haben und hinausgeschweift sein in die unendliche Weite tief unten, wo die Buchenwälder wogten, die Bergzüge blauten, vor 4 Jahrhunderten wie heute!

Und von der Landgräfin Elisabeth singt und klingt es im Maienwind, der uns umspielt, und vom bösen Landgrafen, der sie verstieß. Weinend verließ sie mit den Kindern die Burg; hier schritt sie durch, umflattert von weißen Tauben, wie sie noch heute den stimmungsvollen Burghof beleben. Nie mehr sah sie das „Minnegärtlein", dessen Blumen sie sorglich gepflegt, nicht mehr bestieg sie den „Bergfried", den Turm, der auf dem höchsten Punkte des Burggeländes thront. Von seinen Zinnen schaut man weit hinaus in das grüne blühende Land, nach Hessen, Thüringen und Franken hinaus.

Und es klingt und singt vom Sängerkrieg, vom Tannhäuser, von Wolfram von Eschenbach, von Heinrich von Ofterdingen, die sich im friedlichen Wettstreit maßen, hier im wundervollen „Sängersaal", an dessen Wänden Moritz von Schwind den Sängerstreit meisterhaft verewigte. Auch die herrlichen Freskogemälde in der „Elisabethen-Galerie", die dem Sängersaal vorgelagert ist, stammen vom gleichen Meister, und ebenso die Fresken im Landgrafensaal. Zu viel wäre zu sagen von all den wunderbaren andern Gemächern, Sälen, insbesondere von dem in unerhörtem Prunk prangenden „Festsaal" und der berückenden „Elisabeth-Kemenate", Gemälden und Kunstgegenständen aller Art, die in drei Stockwerken verteilt sind und jedes für sich bewundert sein will.

Und bewundern muß man die Wiederinstandsetzung und pietätvolle Neuherstellung dieser einzigen glanzvollen Burg, nachdem der Verfall mit Riesenschritten eingesetzt hatte. Maria Paulowna, die kunstsinnige und wohltätige Großherzogin war es, die ihren Sohn Carl Alexander zur Wiederherstellung der Wartburg ermahnte. Es galt, durch viele Jahrzehnte hindurch eine ungeheure Arbeit zu leisten, zu der sich Architekten, Künstler, Gelehrte begeistert fanden. Und so entstand ein neuer Musenhof auf der Wartburg. Keine Geringeren als Goethe, Schiller, Liszt, Wagner, Schwind, die Herzogin Anna Amalia, die den Musenhof von Weimar um sich sah, ihr Sohn und Goethes Freund Carl August, weilten als Gäste auf der Burg, und interessant ist es zu wissen, daß nicht nur eine Reihe von ächten Gemälden von Lukas Cranach im „Ritterhaus" den Saal schmücken, sondern daß ein direkter Nachkomme des unsterblichen Meisters noch auf der Wartburg wohnt. Wer den Greis mit dem weißen Bart, an seiner Seite seinen

Das Lutherzimmer auf der Wartburg; rechts der historische Tintenklecks.

Pudel, durch die Gartenwege schreiten sah, fühlt sich eigentümlich bewegt.

Alle diese Großen mögen vor Jahrhunderten auf der Burgterrasse gesessen haben, wie wir es eben jetzt, den un-